

**Joachim Kahl**

## **Philosophische Überlegungen zur Begründung einer weltlich-humanistischen Bestattungs- und Trauerkultur**

### *1. Das unaufhaltsame Bröckeln des kirchlichen Ritenmonopols und der sich erweiternde Resonanzboden eines naturalistischen Todesverständnisses*

Im Zyklus weltlich-humanistischer Feiern steht die Totenfeier als Abschiedsfeier naturgemäß am Ende, am Ende einer Lebensbahn. Sie würdigt das Leben eines jüngst Verstorbenen und erinnert die versammelten Angehörigen und Gäste an die eigene Sterblichkeit, und zwar – in trennscharfer Unterscheidung zu religiösen Feiern – ohne jede Verheißung oder Androhung ewigen Heils oder Unheils.

Gerade dieser philosophisch wohl durchdachte und ausgesprochene Verzicht auf eine Jenseitsperspektive gehört zur intellektuellen Redlichkeit weltlich-humanistischer Totenfeiern und trägt zu ihrem nüchternen Charme bei, der auch religiös Empfindende oft wohltuend berührt. Die kirchliche Botschaft angesichts von Särgen und Urnen ist – alles in allem – sehr kleinlaut geworden. Von den einstigen Prunkstücken der biblischen „Lehre von den letzten Dingen“ (Eschatologie) ist in den vergangenen Jahrzehnten nur wenig übrig geblieben. Kaum ein christlicher Prediger wagt es noch, sich auf das „Jüngste Gericht“ mit seinem doppelten Ausgang zu berufen: der Erlösung im Himmel oder der Verdammnis in der Hölle. Immer mehr Amtsträger flüchten sich stattdessen in die wolkige Unverbindlichkeit, dass sie nun die verstorbene Person dem ewigen Frieden bei Gott anvertrauen. Wo und wie und woraufhin, wird in einem geheimnisumwitterten Schwebezustand belassen, der gerade ernsthafte, nachdenkliche Gemüter unbefriedigt lässt.

Allerdings sei ausdrücklich davor gewarnt, die christlichen Traditionen insgesamt hochnäsiger zu ignorieren oder schnöde zu verspotten. Beispielsweise finden sich in der kirchlichen Sterbeliturgie durchaus auch realistische Elemente wie etwa die Beisetzungsformel „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub“. Darin drückt sich die materialistische Einsicht aus, dass der Leichnam nun in den Kreislauf der Natur zurückkehrt. Diese richtige Erkenntnis ist freilich eingetaucht in ein dualistisches Zwielflicht. Denn allein die stofflichen Bestandteile des

Menschen sollen zu Erde, Asche, Staub werden. Der geistige Persönlichkeitskern bleibe davon unberührt. Ihm wird gleichzeitig verheißen, er dürfe sich – mit modernen Formulierungen – „in die weit geöffneten Arme des Erlösers fallen lassen“. Die christliche Hoffnung zerschelle nicht am Tode.

Eine weltlich-humanistische Bestattungs- und Trauerkultur steht vor der Aufgabe, den Tod zu entmystifizieren, ohne ihn zu banalisieren. Die Würde des Todes besteht in seiner Natürlichkeit, seiner Notwendigkeit, seiner Sinnhaftigkeit. Seit es Leben gibt, gibt es den Tod. Und nur weil es den Tod gibt, gibt es ständig neues Leben. Unsterblichkeit wäre kein tragfähiges evolutionäres Konzept gewesen. Nur der Sterblichkeit der Organismen verdankt sich die Evolution des Lebendigen. Insofern ist der Tod ein schöpferischer Sachverhalt, weit davon entfernt, Ausdruck von Verhängnis oder Vergeblichkeit zu sein. Nicht die menschliche Sünde hat den Tod in die Welt gebracht, wie die Bibel lehrt, sondern das Leben selbst.

Unser Leben ist kostbar, weil es vergänglich ist. Das Leitbild, besser: Wunschbild menschlichen Sterbens, von dem eine weltlich-humanistische Bestattungskultur zehrt, ist der natürliche Tod: ein Tod, gewaltfrei gestorben im eigenen Bett, nach einem erfüllten Leben, das schließlich friedlich erlischt, lebenssatt, lebensmüde, lebensüberdrüssig. Als Gegenbild dazu steht der unnatürliche Tod, vorzeitig und gewaltsam: ein Tod auf dem Schlachtfeld, auf der Autobahn, in der Intensivstation. Einem solchen Tod wohnen Härte, Kälte, Bitterkeit inne.

Das lautlose Bröckeln des kirchlichen Ritenmonopols sowie der stumme Verfall einstmaliger eherner Glaubensvorstellungen lassen sich am Siegeszug der Feuerbestattung bis weit in ländlich-katholische Milieus hinein verdeutlichen. Jahrhunderte lang galt die Erdbestattung als die christlich gebotene Bestattungsform, da allein sie der Hoffnung auf die Auferstehung der Toten am Jüngsten Tag gerecht werde. Eben deshalb wurden auch Ketzer und Hexen verbrannt, um ihre Auferstehung zu verhindern und sie bereits jetzt in alle Ewigkeit zu vernichten. Wenn nun heute die Urnenbeisetzung kirchlicherseits nicht mehr nur geduldet, sondern fraglos, bedenkenlos, historisch ahnungslos praktiziert wird, dann spricht daraus auch ein epochaler Verlust. Verloren gegangen ist die zentrale Hoffnung auf ein ewiges Leben und die Auferstehung des Leibes, und zwar eben dort, wo sie als Trost verkündet werden sollte: an den Särgen und Urnen. Das naturalistische Verständnis des Todes als eines ganzheitlichen Vorganges, der Körper und Geist, Leib und Seele umfasst, untergräbt wirksam die trügerische Hoffnung, wonach wenigstens eine körperlose Seele den Tod überlebe.

## *2. Weltlich-humanistische Totenfeiern – Passageriten für die Lebenden*

Unbeschadet ihrer weltanschaulichen Ausrichtung haben alle Totenfeiern dieselbe Funktion. Ob religiös oder ob weltlich-humanistisch orientiert, sie sind Veranstaltungen von Lebenden für Lebende, die sich möglichst würdig von einer verstorbenen Person verabschieden wollen und dabei gleichzeitig ihrer eigenen Sterblichkeit innewerden. Der charakteristische Unterschied ergibt sich aus der unterschiedlichen weltanschaulichen Einstellung, die sich in den Formen und vor allem in den Inhalten niederschlägt. Wird der Abschied von dem oder der Verstorbenen als nur vorübergehend behauptet („Auf Wiedersehen bei Gott im Himmel“) oder wird er als endgültig akzeptiert („Für immer und ewig“)?

Insofern sind nur weltlich-humanistische Totenfeiern im strikten und emphatischen Sinne Abschiedsfeiern. Offen und ohne beschönigende Floskeln sprechen sie aus und bejahen es als sinnvoll, was Sterben heißt: Abschied nehmen von allem für immer, von uns selbst, von der Welt, von allem, was wir geliebt und gefürchtet haben. Die Vergänglichkeit aller Dinge und Lebewesen wird als unabänderlicher Grundsachverhalt akzeptiert, der in der Seinsordnung selbst, also metaphysisch verankert ist. Allen Unsterblichkeits- und Allmachtsphantasien wird eine Absage erteilt.

Jeder stirbt zwar für sich selbst, aber niemand kann sich selbst bestatten. Insofern ist das Sterben auch ein sozialer Vorgang. Denn es bleibt in aller Regel eine Leiche übrig, die nicht umstandslos in den Kreislauf der Natur zurückkehrt, sondern pietätvoll beseitigt, eben bestattet werden muss. Aus diesem Sachverhalt, dass mit dem Tod zwar das Leben aus dem Körper gewichen ist, aber ein Toter, ein Leichnam, zurück bleibt, aus der Körperlichkeit der menschlichen Existenz, erwächst die Bestattungskultur. Für deren materiell-logistische Seite ist vornehmlich das Bestattungsgewerbe zuständig, aber auch die Gastronomie spielt eine unverzichtbare Rolle (Leichenschmaus). Die ideelle Seite obliegt den Fei ergestaltern, deren wichtigster der Redner/ die Rednerin ist. Sie üben eine anspruchsvolle geistige Tätigkeit aus, die sich inhaltlich an drei Eckpunkten orientiert:

- an der oder dem Toten,
- am Tod,
- an den Lebenden.

In ihrem Ensemble geben sie die Themenstruktur einer weltlich-humanistischen Totenrede vor. Im Mittelpunkt und deshalb am Anfang steht die verstorbene Person, die mit einer biographischen Skizze gewürdigt wird. Es folgt eine philosophisch-weltanschauliche Deutung der menschlichen Sterblichkeit als eines sinnvollen Bestandteils der menschlichen Existenz, mit dem es sich zu versöhnen gilt. Den Schluss bildet traditionell ein Ausblick. Glücklicherweise geht für uns das Leben noch weiter, wenn auch – ab sofort – ohne den verstorbenen Vater, Freund, Kollegen. Diesen irreparablen Verlust haben wir zu verarbeiten.

Die Kunst des Lebens und die Kunst des Sterbens, *ars vivendi* und *ars moriendi*, durchdringen sich. Das stoische „memento mori“ (gedenke deines Todes) und das epikureische „carpe diem“ (nutze den Tag) gehen ineinander über. Der Tod ist ein Problem nur für die Lebenden. Der Tote ist aller Probleme ledig, hat er sich doch bereits letztgültig verabschiedet. Eine Totenfeier ist eine Abschiedsfeier, deren Veranstalter und Adressaten Lebende sind. Das ist auch der Sinn des von mir verwendeten und umfunktionierten religionswissenschaftlichen Begriffs des „Passageritus“. Nicht der Tote geht in eine andere Existenzform über, sondern die Lebenden, die sich nun in einer neuen Lebensetappe zurechtfinden müssen, etwa als Witwe oder als Halbwaise.

Diesen Übergang zu begleiten und in seiner Krisenhaftigkeit zu erleichtern, ist eine Aufgabe von Bestattungsfeiern. Sie stellen Zeit und Raum bereit zur Besinnung, zum Innehalten und verweigern sich der Unkultur fliegender Übergänge, der Pausenlosigkeit. In diesem Sinne leisten Totenfeiern Trauerhilfe und eröffnen den Hinterbliebenen die individuelle Trauerarbeit, die heute eher unauffällig erfolgt – ohne Trauerkleidung und ohne feste Trauerzeiten. Der Inhalt dieser Trauerarbeit ist eine Anpassungsleistung. Der Verlust eines Menschen muss angenommen werden, ohne dass der oder die Verstorbene vergessen oder verdrängt und ohne dass das eigene Weiterleben dauerhaft behindert würde.

Den stärksten Trost in all diesen Zusammenhängen bietet die Einsicht in Majestät und Demokratie des Todes, in seine Allgewalt und seine Ausnahmslosigkeit. Der Verstorbene ist nur schon einen Schritt weiter. Wir alle werden ihm folgen. Die Mortalitätsrate jeder Population beträgt unterschiedslos hundert Prozent. Hiervon unberührt ist freilich die häufige Willkür des Todes, der die einen ereilt und die anderen verschont – etwa bei Verbrechen wie Amokläufen, bei Unglücken oder Katastrophen. Gegen die Launen des Zufalls können wir uns nur unzureichend wappnen. Statt hier hohlen Trost spenden zu wollen, ist es klüger und

weiser, einen trostlosen Sachverhalt offen trostlos zu nennen, die Schranken menschlichen Verstehens und Helfens ungeschminkt einzuräumen und gleichwohl den Blick nach vorne auf etwaige Möglichkeiten praktischer Solidarität zu richten.

### *3. Rhetorische Metaphern und Denkfiguren in weltlich-humanistischen Trauerfeiern*

In einer ausgereiften weltlich-humanistischen Totenrede geht Philosophie unmittelbar in Rhetorik über. Ihre Kunst besteht darin, einerseits Sprachlosigkeit und Gefühlsarmut zu vermeiden, ohne andererseits in Wolkenschieberei und Rührseligkeit zu verfallen. Es gilt, den Weg zu den Köpfen und Herzen einer stets gemischten Zuhörerschaft zu finden, nüchtern und warmherzig zugleich aufzutreten. Nicht alle Versammelten trauern wirklich oder sind gar erschüttert. Manche sind aus höchst eigentümlichen Gründen mit dabei. Auch sie haben einen Anspruch auf eine gehaltvolle Rede, die in ihnen Nachdenklichkeit nährt, das Gespür für die Zerbrechlichkeit aller menschlichen Verhältnisse vertieft und so einen Eindruck von weltlich-humanistischer Spiritualität vermittelt.

Auch der Redner muss keine Trauer vorgeben, wenn ihm – wie meist – nicht danach zu Mute ist. Er ist im Übrigen gut beraten, die Grenzen seiner Aufgabe zu beachten. Er steht neben Sarg oder Urne nicht als Seelsorger, nicht als Therapeut, nicht als Sozialarbeiter. Er ist – für etwa dreißig Minuten – ein Feiergestalter, der einen verstorbenen Menschen würdigt, in den Versammelten ein Bewusstsein ihrer eigenen Sterblichkeit befestigt, vielleicht etwas Trost spendet und sie dann wieder in den Alltag entlässt.

Im Folgenden stelle ich einige rhetorische Metaphern und Denkfiguren zusammen, die in einer weltlich-humanistischen Traueransprache gute Dienste leisten können. Ich selbst habe sie schon wiederholt verwendet. Originalität können sie freilich nicht beanspruchen. Auf diesem seit Jahrtausenden beackerten Feld der Totenrede wäre es freilich auch vermessen und illusionär, noch etwas Originelles sagen zu wollen. Alles ist schon unzählige Male gesagt worden – so oder anders. Das Unverwechselbare kommt nur durch die Individualität der verstorbenen Persönlichkeit und die Umstände ihrer Biographie ins Spiel, gespiegelt im Blick eines unparteiischen, aber menschenfreundlichen Betrachters.

Immerhin lassen bereits diese wenigen Überlegungen erkennen, dass die darstellerische Kunst in der anschaulichen Verschränkung von Allgemeinem und Individuellem besteht, so dass gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Einzelschicksal aufeinander bezogen sind. Ganz so, wie es in einem pointierten Zitat von Heinrich Heine (aus den „Reisebildern“) hierzu heißt: „Jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte“.

So ist es. Aber bevor eine Weltgeschichte unter einem Grabstein zu liegen kommt, eingebettet in Sand und ins Gefüge ihrer Zeit, muss ein Mensch von der Bühne des Lebens abtreten, muss der allerletzte Vorhang gefallen sein, mit oder ohne Applaus. Diese Metapher von der Bühne des Lebens setzt die Metapher vom großen Welttheater voraus, als dessen Erbauer, Intendant und Regisseur einst Gott vorgestellt wurde. Im weltlich-humanistischen Kontext dagegen spielt der Mensch seine Rolle in einem Stück, das er selbst inszeniert vor Kulissen, die ihm – mitsamt ihren Gesetzmäßigkeiten – von Natur und Gesellschaft vorgegeben sind. Es gibt keinen Ablaufplan, keine Proben, keinen Souffleurkasten. Uraufführung und letzte Aufführung sind identisch. Ob es sich um eine Komödie, ob es sich um eine Tragödie handelt oder um eine Mischung aus beidem, ist nur selten eindeutig zu bestimmen.

Das ist der Lauf der Welt. Das ist der große Rhythmus der Natur, in dem Aufbau und Abbau der Organismen, Erblühen und Verwelken notwendig ineinander übergehen. Jacob Grimm hat in seiner „Rede über das Alter“ für diese Zusammenhänge gemeißelte Worte gefunden: „Das Alter liegt hart an des Lebens Grenze, und wenn der Tod in allen Altern eintreten oder ausbleiben darf, im Greisenalter muss er eintreten und kann nicht länger ausbleiben. Wir wissen, dass der Tod in den ersten Jahren ihres Lebens eine Menge unschuldiger Kinder wegrafft, doch er schont ihrer oft, des Greises schont er zuletzt nicht mehr. Alles, was begonnen hat, muss auch aufhören, der Stab, den du oben fassst, unten geht er zu Ende. Die Natur, gütig und grausam zugleich, mit dem einen Auge scheint sie froh auf das neugeborene Kind nieder zu schauen, mit dem andern unerbarmend auf die Leiche des alten Mannes. Jede Abweichung von ihrem festen Gange brächte ihr Störung, wider den Tod ist kein Kraut gewachsen. Was ist nun trauriger, eines Jünglings Tod oder des Greises? Jener ist nach Ciceros schönem Gleichnis, wie wenn man unreife Äpfel vom Baume abreißt, dieser, wie wenn sie reif vom Zweig selbst herunterfallen. Des Jünglings Tod, wie wenn du Wasser auf eine Flamme gießest und sie gewaltsam auslöschest, des Greises, wie wenn ein Feuer in sich verglimmt.“ (Zitiert nach: Jacob Grimm, Selbstbiographie, dtv klassik 2139, München, 1984,

Seite 233f., Rechtschreibung und Zeichensetzung behutsam aktualisiert) Der Ältere der Brüder Grimm schließt seine großartige „Rede über das Alter“, in der jede christliche Hoffnung über den Tod hinaus fehlt, mit einem, wie er sagt, „heiteren, aber tief sinnigen, Glück und Leben zusammenstellenden, Euphemismus“ Goethes:

„Der Mensch erfährt, er sei nun, wer er mag,  
ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ (Seite 234)

Weitere Metaphern und Denkfiguren, die einer Totenrede Substanz und Glanz verleihen. Ein Verstorbener ist seinen letzten Weg gegangen, den Weg, auf dem es keine Wiederkehr gibt. Aber er hat Spuren hinterlassen. Jeder Mensch hinterlässt Spuren, die ihn überleben – im Guten wie im Bösen. Sie sind der Anknüpfungspunkt für einen tragfähigen Trost, der ohne illusionäre Jenseitsperspektive auskommt. In diesem Sinne lässt sich von manchem Verstorbenen dankbar feststellen, dass wir aus seinen Händen eine Stafette empfangen, die wir gerne weiter tragen. Vielfach lässt sich hervorheben, eine Verstorbene habe immer wieder die Schranken ihrer privaten und beruflichen Existenz überschritten und den Aktionsradius ihres Lebens im Hinblick auf wertvolle Tätigkeit für das Gemeinwohl erweitert. Manche haben sogar Anschluss gefunden an die großen Fragen und Bewegungen unserer Zeit und dabei Großartiges geleistet, für das ihnen Dank und Anerkennung gebührt. Unbeschadet des oft schmerzlichen Fragment- und Torsocharakters eines Lebens lässt sich darauf verweisen, dass als Maß des Lebens nicht dessen Länge, sondern dessen Inhalt zählt, nicht dessen Quantität, sondern Intensität ausschlaggebend ist. Als besonders hervorhebenswert wird immer gelten, wenn jemand in der Kunst des Loslassens und Weitergebens geübt war und andere großherzig an seinen Erfolgen und Gaben teilhaben ließ. Wer dazu fähig ist, lässt erkennen, dass sie oder er dem stoischen Ideal, sich als Gast des Lebens zu begreifen und nicht als dessen Herrscher, wesentlich nahe gekommen ist.

#### *4. Griechisch-römische und andere klassische Beiträge zu einer historisch reflektierten weltlich-humanistischen Bestattungskultur*

Anders als eine immer noch verbreitete Unwissenheit glauben machen will, ist eine weltlich-humanistische Totenfeier heute keine Verlegenheitslösung. Ihr haftet auch nicht notwendig etwas Peinliches an. Ebenso wenig stimmt, was Jürgen Habermas – falsch verallgemeinernd –

behauptet, dass “die aufgeklärte Moderne kein angemessenes Äquivalent für eine religiöse Bewältigung des letzten, eine Lebensgeschichte abschließenden rite de passage gefunden“ habe, wie er anlässlich der Trauerfeier für Max Frisch 1991 in Zürich notiert (Jürgen Habermas, Ein Bewusstsein von dem, was fehlt, Frankfurt/M., 2008, Seite 26). Vielmehr waren bereits in der vorchristlichen Antike, namentlich im Zeitalter des Hellenismus, sämtliche philosophischen Leitmotive entwickelt, die auch heute noch das theoretische Fundament und Gerüst einer weltlich-humanistischen, konkret naturalistischen Deutung der menschlichen Sterblichkeit bilden. Hierin besteht die überragende Relevanz der stoischen wie der epikureischen Philosophie, mögen sie sich damals auch als Rivalinnen empfunden haben. Infolge des späteren Sieges der christlichen Religion wurden sie in den Untergrund verdrängt, so dass ihre kraftvollen Aussagen zur Kunst des Lebens und des Sterbens erst mühsam – vornehmlich im Zuge von Humanismus und Aufklärung – wieder ausgegraben werden mussten.

Die geniale Einsicht, in der bereits alles auf den Punkt gebracht wird, steht bei dem römischen Dichterphilosophen Lukrez und lautet: „Allein der Tod ist unsterblich“ („mors immortalis“, III, 869). In seinem feierlichen Lehrgedicht „Über die Natur der Dinge“ („De rerum natura“), verfasst im ersten vorchristlichen Jahrhundert, hat er die materialistische Philosophie des Epikur aus der griechischen Welt in die lateinische übertragen. Er hat die gebildeten Schichten im römischen Reich mit der illusionslosen Theorie vertraut gemacht, wonach der Mensch nichts sei als eine Atomverbindung, die Körper und Seele umfasse. Im Tod löse sie sich komplett wieder auf und kehre in neuen Gestaltungen in den ewigen Kreislauf der Dinge zurück.

Diese epikureische Lehre, die ihrerseits auf die Theorie vom Atomenwirbel bei Demokrit zurückgeht, wurde von der Stoa übernommen. Als Beispiel hierfür sei zitiert aus den „Selbstbetrachtungen“ des Marc Aurel, des „Philosophen auf dem Kaiserthron“ im zweiten nachchristlichen Jahrhundert: “Vom Tode. Sei er eine Zerstreuung oder Auflösung in die Atome oder eine Vernichtung, er ist ein Aufhören oder ein Übergang.“ (VII, 32) „Wenn aber für die Urstoffe selbst darin nichts Schreckliches liegt, dass jeder von ihnen beständig in einen anderen umgewandelt wird, warum sollte man die Umwandlung und Auflösung aller Dinge mit betrübtem Auge ansehen? Das ist ja der Natur gemäß, und was mit der Natur übereinstimmt, ist kein Übel.“(II,17; zitiert nach der Reclam-Ausgabe 1241, Stuttgart, 1997).

In den römischen Grabinschriften, die diesem Vortrag als Dokument gesammelt beigegeben sind, ist diese naturalistische Sichtweise von Leben und Tod in epigrammatischer Kürze formuliert. (Römische Grabinschriften Tusculum Bücherei, München, 1976, 2. Aufl.) Da diese Grabsteine oft an Straßenrändern aufgestellt waren, wurden gerne Vorüberziehende angesprochen. Drei Beispiele (zitiert jeweils nur auf Deutsch):

– „Führe ein angenehmes Leben, Kamerad! Warum? Nach dem Tod wird es weder Lachen noch Scherzen noch irgendeinen Genuss geben.“ (Nr.436)

– „Mutter Erde hat mich geboren und wieder in ihren Schoß aufgenommen.“(Nr.497)

– „Ach, was beklagst du das Los des Todes, teuerster Gatte,  
da doch gemeinsam ist allen der nämliche Weg?

Gib es doch auf, das Herz, so besorgt, durch Schmerz zu zerfleischen:

Gäste des Lebens sind wir; lang aber dauert es nicht.“(Nr. 548)

Es fällt schwer, sich dem Charme dieser antiken Grabinschriften zu entziehen, in denen sich Lebensfreude und Melancholie, Lebensernst und Leichtigkeit mischen.

Erst nach mehr als einem Jahrtausend war es der französische Skeptiker Michel de Montaigne, der in seinen „Essais“ wieder an diese stoisch-epikureische Sicht der Dinge anzuknüpfen wagte. Freilich ließ er sich gleichwohl vorsichtigerweise – im Zeitalter blutigster Religionskriege – ein römisch-katholisches Begräbnis ausrichten. Er blieb im 16. Jahrhundert eine vereinzelte Stimme, auf die später allerdings die europäischen Aufklärer gerne Bezug nahmen. Erst im 19. Jahrhundert reiften allmählich die gesellschaftlichen Bedingungen heran, in denen die Einsicht in die definitive Sterblichkeit des Menschen für breitere Kreise annehmbar wurde. In freireligiösen, freigeistigen und freidenkerischen Vereinigungen schufen sie sich einen organisatorischen Rahmen zur Entwicklung alternativer Lebens-, Fest- und Bewusstseinsformen, darin ideell unterstützt durch materialistische Denker wie Ludwig Büchner und vor allem Ludwig Feuerbach.

Ludwig Feuerbach hatte bereits 1830 seine „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Denkers nebst einem Anhang theologisch – satyrischer Xenien, herausgegeben von einem seiner Freunde“ in Erlangen veröffentlicht, lange vor seinem Bahn brechenden Hauptwerk „Das Wesen des Christentums“. Ihn selbst kostete zwar das, was er 1830 geschrieben hatte, seine akademische Laufbahn. Die Menschheit aber hat er damit um Wesentliches bereichert. Er kritisiert darin, das Christentum kenne nur einen „Scheintod“, wohingegen es „einen wirklichen und wahrhaften Tod gibt, der vollständig das Leben des

Individuums schließt“ (90). Über die „furchtbar-ernste Posaunenstimme des Weltgerichts“ sagt er bissig, hier ertöne „nichts weiter als das lederne Schnetterengdeng eines Postillons, der für die Poststation des künftigen Curriculum Vitae frische Pferde bestellt.“(92) Das Werk schließt mit den gereimten Worten:

„Du lebst in der Dieselbigkeit  
Nur Einmal hier in dieser Zeit.  
Es endet die Identitas,  
Der Tod ist nicht ein bloßer Spaß.“(231)

(Alle Zitate nach der Feuerbach-Ausgabe von Hans-Martin Sass, Ludwig Feuerbach Sämtliche Werke, Band XI, Jugendschriften, Stuttgart-Bad Cannstatt, 1962)

Kaum verwunderlich, dass einige Jahre später der Schweizer Dichter Gottfried Keller, als er in Heidelberg im Winter des Revolutionsjahres 1848 zu Füßen des Philosophen saß, sich von ihm zu einer neuen Stufe seiner Poesie inspirieren ließ. Das nun abschließend zitierte Gedicht von Gottfried Keller dokumentiert, dass die Kritik am faulen Zauber der Religion den wahren Zauber der Welt nicht nur nicht beschädigt, sondern umso begeisternder hervortreten lässt.

**ICH HAB IN KALTEN WINTERTAGEN,**

In dunkler, hoffnungsarmer Zeit  
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,  
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,  
Nun seh ich, dass ich wohlgetan!  
Aufs neu hab ich das Haupt bekränzet,  
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,  
Er rinnt mir kühlend durch die Hand,  
Ich schau hinauf zum blauen Dome  
Und such – kein bessres Vaterland.

Nun erst versteh ich, die da blühet,  
O Lilie, deinen stillen Gruß:  
Ich weiß, wie sehr das Herz auch glühet,  
Dass ich wie du vergehen muss!

Seid mir begrüßt, ihr holden Rosen,  
In eures Daseins flücht' gem Glück!  
Ich wende mich vom Schrankenlosen  
Zu eurer Anmut froh zurück!

Zu glühn, zu blühn und ganz zu leben,  
Das lehret euer Duft und Schein,  
und willig dann sich hinzugeben  
Dem ewigen Nimmerwiedersein!  
(1849)